

1916. * Nr. 8

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

aus der Kiste hervorkam. „Aber das ist doch undenkbar!“
 „Wieso?“ meinte Schaper kühl, und fügte hinzu:
 „Doch ich will mich näher erklären. Überlegen Sie
 sich folgendes. — Als Sie vorgestern mit dem Hunde
 seine heimkehren, begegnet Ihnen der jamose Ewald
 eine sehr interessante Persönlichkeit.“ — Schaper lächelte
 nachsichtig. „Pidler verläßt bald darauf das Haus und
 in seiner alten Wohnung mit Heiderßen zusammen, erzählt
 von dem unbequemen vierbeinigen Gast, worauf Heiderßen
 den Entschluß faßt, die im Keller verborgene Leiche mit

Matra neigte nur mechanisch den Kopf.

„Sehen Sie, Herr Doktor,“ fuhr Schaper fort, „wenn ein gewöhnlicher Hund und nicht gerade Heftor dieses seltsame Benehmen gezeigt hätte, dann wäre mir nie der Gedanke an eine dort unten verhärtete Leiche gekommen. Aber dieses edle Tier hat, wie mir Vornemann einmal erzählte, die vollendete Po-



Deutsche Wachtroien während des Aufenthaltes in einem Küstenort an der belgisch-holländischen Grenze.

Nach der Schilderung eines Augenzeugen gezeichnet von Felix Schwormsradt.

bestellt zu bestreuen, damit der Hund sie nicht wittern soll. Zuerst geht er den Eschortalk dann im Norden Berlins, wo ihn
und kennt, und fährt nach seiner Wohnung, um hier augen-
Doch die Prozedur mit dem alle üblen Gerüche betäubenden

lizeidressur erhalten und würde, wenn sich im Keller nur eine Nase aufgehalten hätte, nie derartige, jedem Hundekenner höchst bedeutungsvolle Anzeichen einer besonderen Art von Erregung gegeben haben. Gerade das leise Winkeln im Verein mit der

gestäubten Rückenmähne spricht für vorhandenen Leichengeruch eines verewenden menschlichen Körpers."

Matra mußte dem Detektiv recht geben. „Aber wer mag denn nur dieser Tote sein?“ fragte er noch immer ganz fassungslos.

Schaper zog die Schultern hoch. „Das vermag ich heute noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Jedenfalls aber dürfte Heiderjen an dem Tode des Betreffenden nicht ganz unschuldig sein.“

„Ein Mord?“ Matra blieb das Wort fast in der Kehle stecken.

„Wahrscheinlich“, entgegnete Schaper ernst. „Doch das wird sich schon herausstellen. Nun zu etwas anderem. — Könnten Sie nicht gelegentlich dem Baron von Barnbiel den Vorschlag machen, Herr Doktor, daß er zum Schein bei Heiderjen anfragt, ob dieser ihm die Edelsteinsammlung verkaufen wolle? — Dies brauchte ja nicht gleich zu sein, vielleicht nach einer Woche.“

Matra schaute den Detektiv forschend an. „Wozu dieses Kaufangebot? — Was bezwecken Sie damit?“

Schaper lächelte. „Wäre es denn nicht möglich, Herr Doktor, daß die Edelsteine in Heiderjens Schrank einst dem Baron gehört haben?“ meinte er mit schlaudem Augenzwinkern.

Matra wußte nicht recht, ob er den Detektiv ernst nehmen sollte. „Aber ich bitte Sie, Herr Schaper“, sagte er ganz erregt, „dieser Gedanke ist doch geradezu — geradezu —“

„— unsinnig! — Sprechen Sie es nur ruhig aus“, erklärte der andere gelassen. „Scheinbar unsinnig“, fügte er hinzu. „Stellen Sie sich z. B. mal vor, daß Heiderjen die Barnbielschen Diamanten von dem Diebe billig gekauft, dann diejenigen Steine, die aus besonderen Gründen leicht zum Verräter werden konnten, irgendwo vorläufig verborgen, den Rest aber — umgeschliffen hat, so daß sie in ihrer neuen Form nicht mehr wiederzuerkennen sind. Wer will ihm dann als früherem Edelsteinhändler nachweisen, daß er unrechtmäßig in ihren Besitz gelangt ist?! — Niemand könnte auch nur diesen Verdacht äußern. Denn ein Edelstein, dem ein geschickter Schleifer ein anderes Aussehen gibt, ist, wie gesagt, ein völlig neues Ding.“

Matra wurde es ganz wirt im Kopf. „Und wie kamen Sie nun wieder auf diese Vermutung, Herr Schaper“, fragte er unsicher.

„Sehr einfach — weil Sie erwähnten, daß Heiderjen in seiner Werkstatt eine Drehbank stehen hat. Diese in eine Diamantenschleifbank umzugestalten, ist ein leichtes. An die Anfertigung mechanischen Spielzeugs glaube ich nicht. Das Flugapparatmodell wird er sich irgendwo gekauft haben. All das ist also Spiegelschere, um den eigentlichen Zweck seiner Werkstatt zu verheimlichen. Und, daß ich richtig vermute, dafür spricht ja auch der Umstand, daß der Alte Ihnen verboten hat, ihn jemals zu stören und daß Sie Wünsche und Anfragen stets schriftlich an ihn richten sollten. Er wollte eben vor einer Ubertretung durch Sie sicher sein.“

Matra schaute den Detektiv jetzt mit ganz anderen Augen an. Vornemann hatte recht: Schaper besaß wirklich Talent für seinen Beruf. Denn all das, was dieser ihm eben so klar und überzeugend entwickelt hatte, bewies einen scharfen, überlegenen Geist.

Der Detektiv hatte inzwischen seine Notizen eingesehen. „Noch etwas, Herr Doktor“, begann er wieder. „Als Heiderjen erwähnte, daß er eine Perle trage, hatten Sie da den Eindruck, als ob diese Bemerkung absichtlich gemacht wurde?“

Der Schriftsteller dachte einen Augenblick nach. „Nein, meinem Gefühl nach geschah die Erwähnung des falschen Haar Schmuckes ohne jeden besonderen Zweck. Sie ergab sich zwanglos aus unserem Gespräch.“

Schaper schien anderer Ansicht zu sein. „Auffällig bleibt dieses Augenmerk immer“, meinte er nachdenklich, „denn gern gibt niemand zu, daß er falsche Haare hat. Ich wittere hier ebenfalls eine besondere Absicht, vermag nur noch nicht zu sagen, worauf dieselbe hinausläuft. Nun — noch acht Tage, dann werden wir wohl so weit sein, auch hierfür eine Erklärung liefern zu können.“

Doch vergeblich versuchte der Schriftsteller jetzt von Schaper näheren Aufschluß über dessen Beurteilung der geheimnisvollen Geschichte zu erlangen. Der Detektiv lehnte jede weitere Auskunft höflich, aber entschieden ab.

„Ich gebe zu“, sagte er offen, „daß ich den Faden gefunden zu haben glaube, mit dessen Hilfe man in dieses Labyrinth von Rätseln eindringen kann. Doch vorläufig bleibt für mich noch so viel Unzustellen, daß ich womöglich auch eine andere Lösung entbede. In dem Moment, wo ich meiner Sache sicher bin, Herr Doktor, weise ich Sie natürlich in alles ein. Bis dahin halten Sie nur wie bisher Augen und Ohren offen und — vergessen Sie nicht, den Baron zu verständigen. Teilen Sie mir dann mit, wie dieser sich zu meinem Vorschlage stellt. Hierauf gebe ich Ihnen weitere Anweisungen.“

Matra merkte, daß der Detektiv die Unterredung beenden sehen wollte, und erhob sich daher. An der Tür fiel ihm jedoch

noch etwas ein. „Wo mag Ewald Bidler eigentlich nachdenkte er gespannt. „Hat Ihr Gehilfe ihn inzwischen gesehen? — Ist dieser seltsame Freund Heiderjens wirklich verreist?“

Wieder lächelte Schaper so eigentümlich. „Bidler befindet sich stets in nächster Nähe seines Berufskollegen Heiderjens, er entgegnete er, einzelne Worte besonders hervorhebend, er

Matra gab sich mit dieser Antwort zufrieden, obwohl a bei tiefere Bedeutung gar nicht verstanden hatte, und verabschiedete sich nunmehr.

10.

Nachdem der Schriftsteller in seiner Stammkneipe gegessen hatte, holte er sich zunächst bei dem Tierarzt Hundes Befinden Bescheid, der zu seiner aufrichtigen Freigütig lautete. Hektor hatte sich inzwischen so weit mit kräftigt, daß er Matra schon mit leisem Schwanzwed seinem Krankenlager aus begrüßte und ihm dankbar m leckte. Beruhigt fuhr der Doktor hierauf nach seiner um noch ein kurzes Nachmittagschlöschen zu halten, be zu dem Besuche bei Barnbiels rüstete. Als er seine öffnete, bemerkte er in dem kleinen Briefkasten einen ein Stück aus dem Einwurfspalt heraustragte. — Heiderje schon sehr vertraulich, folgendes:

„Lieber Doktor!

Ich unster Mensch bin schon wieder unterwegs na da ich dort abermals zu tun habe. Wachen Sie in me weihenheit gut über unserm Heim. — Wie geht es dem Mir tut das arme Tier sehr leid. Es war ein trauriger als Sie unseren Wächter in das Auto trugen. Mir ist unbegreiflich, was ihm zugestoßen sein kann. — Noch eins, Sie doch mal gelegentlich bei Baron von Barnbiel an, ob meine Karitäten-Sammlung — Sie versichen, was ich m kaufen will. Ich möchte sie gern loschlagen, wenn ich m einigermaßen annehmbaren Preis erhalte. Nach meiner die jedoch nicht vor fünf bis sechs Tagen zu erwarten ist. Sie mir dann ja mitteilen, wie der Baron sich zu dem stellt. Der äußerste Preis wäre dreihundertfünfzigtaus. Das ist die Sammlung unbesch. n wert. — Zum Schluß Sache, die ich ganz diskret zu behandeln bitte. Ich we wie mir die Gedanken angeslogen sind — vielleicht in folg gestrigen Unterredung über den Diebstahl bei dem aber ich habe plötzlich einen unbestimmten Argwohn geg Bidler gesagt, den ich, wie ich Ihnen schon sagte, nur ge flächlich kenne. Freilich vermag ich diesen Verdacht, in dur Einwohner könne es auf meine ‚Karitäten‘ abgesehe durch nichts zu begründen. Trotzdem läßt sich dieses Mißtrauens nicht abshütteln. Darum richte ich noch Bitte an Sie: Wachen Sie über unserm Hause und Sie an die Marmglode! Am Tage dürfte ja nichts aber — die Nacht ist keines Menschen Freund, heißt es irgendeinem Dichter. — Nun leben Sie wohl! Bestens Ihr Thomas van Heiderjen.“

Matra, der den geschickt zusammengelegten und mehr siegelten Zettel am Fenster seines Zimmers gelesen be die Hand sinken und starrte mit leerem Blick auf die Straß In seinem Hirn wogte ein Chaos ungeläuter Gedanken.

Was in aller Welt sollte denn nur wieder diese V tigung?! Welchen Zweck verfolgte Heiderjen damit, daß plötzlich gegen Ewald Bidler so unklare Verdächtigun sprach?! Und — mußte der Detektiv nicht doch m Vermutungen daneben getroffen haben, wenigstens die diese sich auf die Herkunft der Heiderjenschen Edelst zogen?! Denn — nie und nimmer hätte der Diamante es gewagt, dem Bestohlenen das geraubte Gut anzubieten dies auch noch so verändert worden sein — nie und Das wäre mehr als Leichtsinng gewesen, das hieße taffa Vergeltung herausfordern. Und dazu war der Alte viel sichtig, viel zu schlau! — Nein, die Juwelen Heiderjens nie und nimmer mit denen des Barons identisch sein. hiernach vollkommen ausgeschlossen. —

Matra wurde bei Barnbiels herzlich wie immer empfa vergaß im Kreise dieser selten sympathischen Menschen die Aufregungen, die der Tag ihm gebracht hatte. Abenden, als Heinz Barnbiel sich auf sein Zimmer hatte, begann dann der Baron seinen jungen Freund in weiteren Verlauf dieser merkwürdigen Geschichte, die men so vorteilhaft scheinenden Wohnungsanzeige begonnen, die auszufragen. Auch Ja verriet für diese Angelegenheit onderes Interesse, freilich aus anderen Gründen wie u Bei ihr sprach lediglich die Sorge um das Wohl des bekannnten mit, und diese Sorge verriet sie durch manchen den sie in die Unterhaltung der beiden Herren einstreut

lich nachdem Matra sich vergewissert hatte, daß sie in dem behag-
geles Ballonzimmer, einem orientalistisch eingerichteten Raum,
belauscht werden konnten, erzählte er den beiden im Zu-
behang die Erlebnisse der letzten Tage, die in ihrer Mannig-
keit so schwerwiegende Schlussfolgerungen zuließen.

Der Baron war sehr nachdenklich geworden, besonders als
berichtet, welche Vermutungen der Detektiv hinsichtlich
der Herkunft der Heiderjenschen Juwelen-Sammlung geäußert
und dann auch den Inhalt des heute von Heiderjens emp-
nen Schreibens mitteilte.

Herr von Barnbiel schüttelte zweifelnd den Kopf, als der junge
Stiller ihn nunmehr fragend anblickte, als wolle er von ihm
eine Ansicht über diesen Punkt hören. „Der Detektiv
sich fraglos im Irrtum“, meinte er ernst. „Das Richtige
Sie getroffen, Herr Doktor: so leichtsinnig würde der Mann
ein, mit die gestohlenen Steine jetzt zum Kauf anzubieten,
ich zugebe, daß ein geschickter Diamantenschleifer Form
Aussehen von Brillanten vollkommen zu verändern vermag.
falls werde ich mir aber die Sammlung dieses Heiderjens
ansehen. Vielleicht erwerbe sich sie wirklich.“

Matra war inzwischen ein anderer Gedanke gekommen.
Würden Sie mir vielleicht einige Fragen beantworten, Herr
n, die Ihren ehemaligen Diener Harprecht betreffen?“
te er sich an den alten Herrn.

Aber gewiß — gern.“
haben Sie Harprecht seinerzeit auf Empfehlung eines Be-
en in Ihre Dienste genommen? Und — welchen Eindruck
te der Mann auf Sie, wie lebte er, mit wem stand er in
wechsel und verkehrte er?“

Der Baron lächelte verständnisvoll. „Scheinbar wollen Sie
etwas als Detektiv versuchen, lieber Doktor? —
ich will Ihnen helfen, soweit ich vermag. — Harprecht
te sich gleich am nächsten Tage bei mir, nachdem ich meinen
tigen Diener, der sich ein kleines Bauerngrundstück bei
w gekauft hatte und heiraten wollte, entlassen hatte. Da
Zeugnisse recht gut waren und er auch ein sehr bescheidenes
eten besaß, stellte ich ihn ein, ohne weitere Erkundigungen
ihn einzuziehen. Seine Führung war tadellos. Auffallend
mir, daß er über eine für einen herrschaftlichen Diener
zu verblüffende allgemeine Bildung verfügte. Ob er nach
arts Briefe wechselte, weiß ich nicht. Besuch empfing er nie.
freien Nachmittage benutzte er zu kleinen Streifen durch
n, wenigstens erzählte er mir des öfteren von seinen Fuß-
durch die verschiedenen Stadtteile und Vororte. Den
sol — um auch das zu erwähnen — liebte er nicht. Seine
Leidenschaft war eine gute Zigarre. Doch nie hat er es
gt, wie dies die meisten Diener zu tun pflegen, sich aus
er Kiste zu versehen. Mit einem Wort: er schien ein Muster-
plar seiner Gattung zu sein, und ich schenkte ihm — leider —
mein volles Vertrauen. Jetzt weiß ich, daß er nichts war
in abgefeimter Heuchler, der sich, noch bevor er die Stellung
antrat, ein genaues Programm gemacht hatte, um in
Beziehung den ehrenhaften Menschen zu spielen. Unsere
Inalpolizei hat ja auch festgestellt, daß seine sämtlichen Papiere
cht gewesen sein müssen. Kurz, ich habe damals einen ganz
lichen Vurken in mein Haus aufgenommen.“

Der Baron kramte plötzlich grübelnd die Stirn.
Balt — soeben fällt mir ja ein: ein Lebenszeichen hat dieser
recht bei seiner Flucht außer seinen Kleidern und seiner
he doch noch zurückgelassen, einen halbverbrannten Brief,
die Kriminalbeamten bei der Durchsuchung des Diener-
ters in dem Alklasten des eisernen Ofens fanden und der
päter wieder als bedeutunglos neben den übrigen beschlag-
ten Sachen Harprechts ausgehändigt wurde. Den Brief
ich mir aufgehoben — weshalb, weiß ich eigentlich nicht. —
Ja, sind die Schlüssel zu meinem Schreibtisch. In der
n unteren Schublade des Aufhakens muß er liegen.“

Matra, eng beschriebenen Briefbogen zurück und reichte
dem Schriftsteller hin, der nun interessiert die noch vor-
en Seite überflog. Offenbar hatte Harprecht diese Zeilen
geschrieben, die nichts weiter als für Matra recht gleich-
ge Bemerkungen über den Dienst bei dem Baron, die Lage
Wessens Villa und Ähnliches enthielten. Erst als der Schrift-
ner dann bis an den Schluß gelangt war, der nur noch am
n Seitenrande Platz gefunden hatte, suchte er überrascht zu-
ie men. Denn dort standen, allerdings sehr undeutlich, zwei
men, die einer, der den Namen Bidler kannte, unschwer als
heit“ entziffern konnte. Das „P“ dieses Wortes war den Flam-
e mit zum Opfer gefallen.

Des auch der Baron, dem Matra jetzt seine Entdeckung zeigte, las
anden zwei Silben dasselbe, eben „idler“, heraus.

„Der Brief ist fraglos von großer Wichtigkeit“, meinte Matra
ganz aufgeregt. „Am liebsten würde ich noch heute zu Schaper
hinfahren und ihm das Schreiben übergeben. Denn hier ist jetzt
endlich eine Spur gefunden, die aus Ihrem Hause, Herr Baron,
zu den beiden merkwürdigen Freunden führt. — Sollte der
Detektiv doch recht haben und Heiderjens bei dem Diebstahl Ihrer
Sammlung beteiligt gewesen sein?“ fügte er sinnend hinzu.

Auch Herr von Barnbiel hatte dieser wertvollen Feststellung
gegenüber seine gewohnte Ruhe verloren. Der Gedanke, seine
Schätze vielleicht doch noch zurückzuerlangen, elektrisierte ihn form-
lich. Mit jugendlicher Lebendigkeit begann er mit Matra den ganzen
Fall Heiderjens von Anfang an nochmals durchzusprechen, um
möglichst noch weitere Anhaltspunkte zu finden, die den gegen
den Diamantenhändler aufgetauchten Verdacht verstärken konnten.

Doch so eingehend die beiden Herren auch jede Einzelheit nach
allen Seiten hin beleuchteten — ihre Mühe war umsonst.

„Nun, immerhin ist heute ein Hoffnungsstrahl aufgetaucht,
ganz geeignet, unseren Eifer anzuspornen“, meinte der Baron
dann beim Abschied. „Bestellen Sie dem Detektiv, lieber Doktor,
daß ihm runde zwanzigtausend Mark als Belohnung winken,
wenn er mir wieder zu meinem Eigentum verhilft.“

Die Baroness konnte sich jetzt nicht enthalten, mit leisem Vor-
wurf zu erklären: „Pa, — du solltest Herrn Doktor Matra lieber
die allergrößte Vorsicht anempfehlen, anstatt ihn noch darin zu
bestärken, sich mit Dingen abzugeben, die sicherlich ihre recht ge-
fahrvolle Seite haben. Ich an Ihrer Stelle, Herr Doktor, würde
verreisen und dem Detektiv das unheimliche Zimmer für einige
Zeit unter irgendeinem Vorwand abtreten. Dieses Herrn Beruf
ist es ja, seine Haut im Interesse anderer zu Markte zu tragen.“

Der Baron lächelte eigentümlich vor sich hin.
„Kind“, sagte er, ihr beruhigend über das volle Haar streichend,
unserem Freunde Bert wird schon nichts passieren. Heiderjens
hat keinerlei Grund, ihm, mag er auch Zwecke verfolgen, die uns
noch unbekannt sind, ein Leid zuzufügen. Im Gegenteil: ich bin
ebenso wie Schaper fest überzeugt, daß der Diamantenhändler
den Doktor sogar notwendig für seine Pläne braucht.“

Doch Ja gab sich so schnell nicht zufrieden. „Besitzen Sie
wenigstens eine Waffe, Herr Doktor?“ fragte sie eifrig. „Und —
schließen Sie auch nachts immer Ihre Türe ab? — Ich bin gewiß
nicht ängstlich, aber in dem Hause könnte ich kein Auge zutun.“

Der Schriftsteller erwiderte der Wahrheit gemäß, daß der
geladene Revolver in der Nachttischschublade liegt und der Kiegel
stets vorgeschoben sei. Und wie er ihr das mit einer Stimme
und Worten erklärte, durch die so deutlich die Freude hindurch-
klang, weil sie sich so besorgt um ihn zeigte, begegneten sich ihre
Blicke und hielten sich lange, lange fest.

Wieder lächelte Herr von Barnbiel, wandte sich ab und machte
sich an dem Nachttischen etwas zu schaffen.

Gegen elf Uhr langte Matra, der zur Rückfahrt die Elektrische
benutzt hatte, in der Philippstraße an. Aber je mehr er sich dem
Heiderjenschen Hause näherte, desto zögernder wurden seine
Schritte. Das Bewußtsein, diese Nacht allein ohne den treuen
Wächter, des krank bei dem Tierarzte lag, in seinem Zimmer zu-
bringen zu müssen, erzeugte in ihm auch jetzt wieder ein Gefühl
des Unbehagens, das sehr nahe verwandt mit ängstlicher Scheu war.

Langsam öffnete er die Gartensporte, langsam trat er in den
Borgarten ein, indem er prüfend die dunklen Fenster des Hauses
überflog. Mit einem Male fuhr er erschreckt zusammen. Eine
Gestalt kam von der Haustür auf ihn zu.

Es war Ewald Bidler, genau so gekleidet wie in jener Nacht,
in der Matra zum erstenmal seine Bekanntschaft gemacht hatte.
„Guten Abend, Herr Doktor“, krächzte Bidler sehr von
weitem. „Ein Glück, daß Sie so solide sind und schon jetzt heim-
lehren. Ich habe nämlich meinen Haußschlüssel verloren und kann
nun nicht hinein. Eine halbe Stunde warte ich hier schon. Ein
Pfortner fehlt uns, ein Pfortner!“

Matra hatte die wieder mit einem Wollhandschuh bekleidete
Hand, die sich ihm zum Gruß entgegenstreckte, zunächst übersehen
wollen. Doch er überwand sich und tat sogar höchst erfreut, dem
„lieben Hausgenossen“ behilflich sein zu können.

Der dicke Herr mit dem Pausbackengesicht und der grauen
Brille vor den Augen verschwand dann hinter seiner Vorplattür
nachdem er dem Schriftsteller mit vielen übersüssigen Worten
gute Nacht gewünscht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Höchste.

Skizze von Ilse-Dore Tanner. (Nachdruck verboten.)

Ein zauberisch schöner Frühlingstag war es gewesen, der
Gert Harwigs Glück gegründet hatte. Er hatte auf seinem
Pfehlingsplatz auf der Waldanhöhe gesessen und die letzten Pfen-
stich an seinem Bild gemacht, und während seine Blicke abwech-

seind vergleichend auf der Leinwand und der Aussicht vor ihm ruhten, da war zum erstenmal so recht eigentlich die Gewißheit über ihn gekommen, daß er wirklich ein Künstler sei — nicht nur berufen, sondern auch auserlesen, Gottes schöne Welt in Schönheit nachzubilden. — Sein Bildchen hatte den ganzen Zauber, den ganzen zarten Duft und Hauch der frühlingsfeli gen Landschaft vor ihm; noch nie war ihm etwas so gut gelungen wie dieses Stüdchen Heimaterde, und ein tiefes Gefühl des Glückes überkam ihn. Der äußere Erfolg würde, mußte nun auch kommen. Der Vater würde sich ganz ausöhnen mit seiner Berufswahl und —

Ja, und da war diese gekommen, zu der seine Gedanken eilen wollten, die für unauflöslich verknüpft war mit der Hoffnung auf Glück und Heimatfrieden: Elisabeth!

Langsam kam sie den schmalen Wiesenpfad entlang, und der Frühlingswind wehte das lichtblaue Kleid um die schlanke Gestalt. Den Hut trug sie in der Hand und ließ die Sonne glitzern des Gold über ihr blondes Haar streuen, und als sie an dem Fuße der Anhöhe war, ging ein freudiges Lächeln über das liebe Gesicht, und sie winkte ihm mit der Hand einen Willkommengruß. Eilig stieg sie jetzt hinauf, und die Hand leicht auf seine Schulter legend, trat sie hinter ihn und sah schweigend auf sein Werk.

„Das ist wunder-, wunder-schön, Gert,“ sagte sie dann nach einer Weile leise, ergriffen, „und wenn ich je daran gezweifelt hätte, so wüßte ich es jetzt, daß du ein großer Künstler bist.“

Er griff nach ihrer Hand und zog sie sanft neben sich auf die Bank. „Du bist die einzige, Elisabeth, die immer an mich geglaubt hat, troß aller Mißerfolge; und das hat mich aufrecht erhalten und mich immer wieder angespornt; ich verdanke dir so viel, mehr als ich sagen kann. — Und nun, Elisabeth, fast ist's mir, als brauchte ich dich gar nicht mehr zu fragen, als sei es gar nicht anders möglich, als daß du mich eben-so liebhaft wie ich dich nicht nur als Jugendgepieler und Freund, sondern mit echter, rechter Liebe, wie sie sein soll zwischen Mann und Weib, die sich für immer angehören wollen. Ist es so, Elisabeth?“

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und drückte leise seine

Hand, die die ihre umspannte: „Lieber, dummer Gert, ist es so, und natürlich brauchst du gar nicht erst zu fragen, wir beide gehören doch von Anfang an alle Ewigkeit“, sagte sie dem lieben Lächeln und doch Tränen in den Augen.

Und jener Frühlingsmorgen noch mehr des Glückes Gerts Vater, der in harten um die Ertragnisse der ererbten Scholle wenig hab, sich Verständnis um über schöne Künste zu sen, die er brotlos nannte, daher des Sohnes Beruf als ein Unglück war durch sein Frühlings das die Heimat im Braut so wunderbar wirklich so ergriffen worden, daß ersten Male sagte: „Bist du, daß du etwas kannst und ich fange wieder an über dich zu freuen.“

Und zur Freude hatte mehr Grund an dieser als Gert ihm dann des Freundes Tochter, die immer geliebt wie ein Kind, und die seiner verehrten Frau Patentkind gewesen seine Braut zuführte.

Sie hatten es eigen erwartet, und doch war eine unverhoffte große als Gerts Bild sehr günstig verkauft wurde. Bild Elisabeths, wie sie blühenden Wiesen schritt, allgemeine Aufmerksamkeit Kunstausstellung, wurde Kunstkritikern lobend ebenfalls bald verkauft. Gert im Frühlung 1914 sein



Grenzwaht im Süden: Tiroler Landesschütze auf Posten im Gebirge. Phot. Wilh. Müller.



Inneres eines Beton- und Wellblechunterstands auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Phot. Max Wipperling.

Ausstellung gesandtes Bild „Kinder, Kränze winden“ Preis erhielt und vom Staate angekauft wurde, schien

sich hatte, mußte schon in den ersten Mobilmachungschrift, aus, nur für ein paar Stunden war er von Berlin zitter

nehmen
flagte
des B
strah
sie an
alle Gr
Kripp
als
gen —
Hau
recht —
mit bleib
mac — da
Zul
ne, im le
rer gen K
Bei das Ju
wie, da
dem wahrsc
an gra
Gr, daß
für nicht
tun daran
warten ge
ein:
abator dur
best Schu
Hering das
die er Au
sein e hatte
dann wo
Kritik keine
geht von
Lebt und
wische in
rau Sorge
die ist, und
plann der
Ger einen
Wbrieft in
berander
zitter



Eine deutsche Stellung in den Argonnen.

nehmen in sein Heimatdorf gekommen. — Elisabeth weinte nicht, das war nicht ihre Art. Fest hatte sie die Arme des Verlobten Hals geschlungen und sah ihm noch einmal tief in die strahlenden Künstleraugen: „Komm mir wieder, mein Gert,“ sagte sie leise mit bebenden Lippen, „und denke immer an das, was wir an unserem Verlobungstage sagten: wir gehören zusammen alle Ewigkeit — ganz gleich, wie es auch immer kommen mag!“ Gert hatte sie verstanden, und doch fragte er: „Auch wenn ich ein Krüppel heimkomme, auch wenn man mir — den rechten Arm — auch wenn“ — er sprach das Schrecklichste nicht aus.

Elisabeth wurde als: „Auch wenn“ — dann recht — im mit bleibe ich mag“ — da fand ihre Lippen me, im letzten gen Auf. Bei das Furcht- gte, das so dem wahrschein- anig grausam Gr, daß Els- für nicht ein- klug daran zu warten gewagt, Ein: Gert abetor durch ei- bester Schußver- herung das Licht die der Augen. seine hatten da- dann wochen- Strie keine Nach- geist von ihm Lebt und ihre wisse in Angst raul Sorge ver- die, und dann pläum der Ba- Ger einen Feld- Altbrief in ihm berinder Frau- gschrist, den er im zitternden

Fingern öffnete. — Eine Schwester des Feldlazarettis in Ch. schrieb ihm, daß sein Sohn seit einigen Wochen dort schwer verwundet läge — Lebensgefahr bestände nicht mehr, aber er würde niemals mehr sehen können! Er hatte nicht gewünscht, daß man die Seinen benachrichtige. Erst jetzt hatte er die Schwester darum gebeten, aber ausdrücklich sollte sie schreiben: er wünsche nicht, daß jemand der Seinen käme, und seiner Braut gäbe er selbstverständlich ihr Wort zurück. Aber sie wollte doch aus sich selbst heraus raten, nach einiger Zeit, nicht gleich, jemand zu schicken, der ihm recht nahe stände, denn seine Teilnahmslosigkeit, seine stumme Verzweiflung sei beängstigend, und es wäre wohl besser, er käme bald in die Heimat, unter liebe Menschen.

Und dann saß eines Tags Elisabeth neben dem Rollstuhl des Verlobten, den sie kraftstrotzend und lebensvoll zuletzt gesehen, und den sie bleich und blutleer mit geschlossenen Augen und seltsam starrem Gesicht wieder-

gefunden. Es hatte ihrer ganzen Selbstbeherrschung bedurft, um nicht laut aufzuschluchzen. Er hatte keine freudige Bewegung gezeigt bei ihrem Kommen; wie in grenzenloser Qual hatte er die Lippen zusammengepreßt und dann den Kopf beiseite gedreht. Und nun hielt sie seine abgezehrte kalte Hand mit zärtlichem Druck zwischen ihren lebenswarmen und schmiegte den Kopf an seine Schulter, wie einst vor langer — ach, so unendlich langer Zeit, daß er ihre feinen, seideweichen Haare an der Wange spürte.

„Nie, nie gebe ich dich frei, Gert, du weißt doch, daß wir zusammengehören, ich will kein Leben ohne dich! Wir sind ge-



Wachen zur Beobachtung von Fliegern auf den Höhen des Schwarzwaldes.

Im Hintergrund die Scheinwerfer von Straßburg — Nach einer Originalzeichnung von Curt Liebig.

kommen, dich heimzuholen, Gert, und dich gesund zu pflegen — dein Vater wartet draußen.“

„Gesund!“ Er preßte es höhnisch zwischen den Zähnen hervor. „Sprecht nicht davon, nicht von der Zukunft, laßt mich in Ruhe.“ Es klang wie ein Aufschrei.

Und sie ließen ihn in Ruhe, sie sprachen nicht mit ihm von seinem Unglück, sie fragten ihn nicht, sie trösteten ihn nicht, aber sie brachten ihn, der alles willenlos mit sich geschehen ließ, in die Heimat, und mit unermüdlicher Liebe und Sorgfalt umgaben sie ihn. Die alte, treue Wirtschafterin daheim bereitete alle seine Lieblingsgerichte, kleine Vedereien, die der einfache Haushalt sonst nicht gekannt, wurden für ihn besorgt, um seinen Appetit und damit seinen Körperkräften aufzuhelfen. Mit ihrer lieben, sanften Stimme las Elsbeth ihm vor, sang ihm die alten Lieder, die er früher so gern gehört, der Pastor, ihr Vater, kam täglich, um in seiner wohlthuenden, gemüthlichen Weise mit ihm zu plaudern, aber Gert blieb gleichgültig und müde, so, als sei etwas in ihm zerbrochen. Elsbeth hatte heimlich Abungstafeln für Blindenschrift für ihn kommen lassen, aber heftig stieß er sie beiseite: „Laß das!“ sagte er rauh.

Und es wurde wieder Frühling in der Heimat. Gerts Lehnstuhl wurde vor das Haus unter die alte Kastanie gestellt, die schon große Knospen hatte. Und da saß er nun, Stunde auf Stunde, viel allein — denn sie merkten, daß ihm das lieb war — aber auch oft mit Elsbeth zur Seite, und der Vater, dessen hohe Gestalt das Unglück seines Sohnes gebeugt hatte und dessen Haar schneeweiß geworden, strich ab und zu im Vorübergehen in rührend unbeholfener Zärtlichkeit mit der groben Hand über das Haar des Blinden. Die linde Frühlingsluft umspielte ihn, die Vögel zwitscherten, und der Wind wehte ihm ab und zu eine Welle Weichendust zu. Es war Elsbeth, die jeden Zug im Gesicht des Verlobten kannte, als käme in diesen Frühlingsstagen etwas wie Ruhe und Frieden über ihn, als verlöre sein Antlitz allmählich den zerquälten, verzweiferten Ausdruck, der die Seinen so maßlos peinigte, seine Gestalt straffte sich und seine Wangen bekamen Farbe.

Und eines Tages — in atemloser Spannung an die Schulter des Schwiegervaters gelehnt, beobachtete es Elsbeth vom Fenster aus — griff Gert nach dem Stod, der neben seinem Stuhl lehnte, und ging allein mit Schritten, die allmählich sicherer wurden, den großen Mittelweg des Gartens hinunter. Ab und zu blieb er stehen, griff in die Zweige eines Baumes und betastete vorsichtig die Knospen, die jungen, grünen Blättchen, und einmal blühte er sich und sie sah deutlich mit ihren scharfen Augen, daß er ein paar Weichchen in den Fingern hielt, die er dann nahe an sein Gesicht führte.

Er sprach nicht mit ihr über seinen Spaziergang, aber als er nachher wieder in seinem Stuhl saß und Elsbeth neben ihm trat, legte er ihr die Weichchen in die Hand: „Die habe ich für dich gepflückt.“

Sie konnte nicht ein Wort hervorbringen, die Kehle war ihr wie zugeschnürt, aber sie nahm seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn auf den Mund — zum erstenmal seit jenem Abschied damals.

„Dich nicht mehr sehen zu können, Elsbeth!“ — preßte er hervor.

Sie lehnte ihre Wangen gegen die seine: „Dann merkst du nicht, wenn ich alt und häßlich werde, mein Gert, ich stehe nun immer so vor deinem Auge wie damals, als wir voneinander Abschied nahmen“, flüsterte sie an seinem Ohr.

Er sagte nichts, nur ein tiefer Seufzer kam aus seiner Brust. Und der Frühling schritt weiter durch die Lande, es blühte und duftete überall, und die Obstbäume im alten Garten schüttelten ihren Blütenschnee über den Blinden, wenn er ihre Zweige zu sich herunterzog. Und an einem besonders schönen Tage wagte es Elsbeth, ihn zu einem Spaziergang nach ihrem Lieblingsplatz am Waldrand aufzufordern, und er willigte ein.

Sie gingen Arm in Arm auf dem schmalen Wiesenpfad dem Wäldchen zu, wie so oft in früherer, glücklicherer Zeit, nur daß Gert es nun war, der sich auf Elsbeth stützte. Er atmete in vollen Zügen die warme, weiche Frühlingsluft ein, den süßen Duft der Maiblumen, den der linde Wind aus dem Walde über die Wiesen trug. Und zum erstenmal kam ihm ein Gefühl, fast des Glückes, daß er lebte, daß die Geliebte neben ihm schritt, ihre zarten Finger mit zärtlichem Druck seine Hand umfassen hielten — zum erstenmal schwebte Bitterkeit und Verzweiflung in seinem Herzen. Er fühlte, daß der Weg weicher, moosiger wurde.

„Nun muß gleich die Bank kommen“, sagte er, und da führte Elsbeth ihn auch schon die wenigen Schritte in die Höhe, und es hätte ihres leisen Druckes nicht bedurft, daß er sich auf den alten Lieblingsplatz niederließ mit derselben Sicherheit, als habe er noch sein Augenlicht. Sie saßen Hand in Hand, er gleichsam nach innen sehend, während über Elsbeths Augen, die auf der Herrlichkeit vor ihnen ruhten, ein Tränenschleier lag.

„Wart einen Augenblick“, sagte sie und verließ ihn, um gleich darauf einige Stengel Maiblumen zwischen seine Finger zu legen.

„Weißt du, Elsbeth“, begann er langsam, „das Landschaftsvor uns steht so deutlich vor meinem inneren Auge, als wäre es wirklich — der See dort hinten, auf dem die Sonne glänzt, den tief niederhängenden Weiden, die noch hellgrün sind, Zuerst die dunkle Tannengruppe, von der sich die weißen Birkenstämme so wirkungsvoll abheben — und im Vordergrund die Wiesendicht besät ist mit gelben und weißen Blumen, und dann der sanft ansteigende Wald, über dem es erst wie ein zarter Schleier liegt.“

Sie drückte seine Hand in tiefer Bewegung. „Ganz, ganz ist's, Gert — Liebster. Du hast die Schönheit der Gotteswelt in dich aufgenommen, du hast sie sehen dürfen mit Künstlern in all den Jahren. Du bist so voll von ihr — du bist reich an vielen, die stumpf und blind an ihr vorübergehen, trotz sehr guten Augen.“ — Und als er eine abwehrende Bewegung machte, siehe, viele sagen: Besser tot als ein Krüppel, aber sie verstehen nicht die Wahrheit. Das Höchste ist doch das Leben — können, Liebe geben und empfangen und — nützen. Ja, man vielleicht das Leben lang Schmerzen zu tragen hätte, wäre es anders, denn dafür gibt es wohl eine Grenze, aber dieses Unglück nicht traf, der soll mit Dankbarkeit und Mut das Leben anpacken — trotz alledem. Dir blieb noch Gert, du mußt es nur begreifen lernen.“

„Ja, daß ich dich habe, Elsbeth, das macht mich reich.“ — sagte er bewegt. „Aber gerade, daß du, die so geschaffen ist, ein ganzes, volles Glück ihr eigen zu nennen an einen nutzlosen Krüppel“ — sie schloß ihm den Mund ihrer Hand.

„Du weißt, Gert, daß ich kein höheres Glück kenne, als zugehören“, sagte sie ernst. „Und nutzlos sollst und wirst du sein, wenn du nur nützen willst.“ — Schon früher oft, in deine Briefe las und jetzt deine Schilderungen aus dem Leben habe ich gedacht, daß du auch ein Künstler mit der Feder ein Dichter, ein Maler auch mit Worten — wenn du nur suchen wolltest, ich weiß, du würdest auch in diesem Schaffensriedigung finden, anderen Freude machen. Ich will dich freier sein — du dikstest mir — wir arbeiten zusammen in der Heimat — denk nur, wie schön das werden kann, mußt nur wieder hoffen, wieder an das Leben glauben. Du hast dem Vaterland das höchste Opfer gebracht, das du deinem Leben geben konntest — dein Augenlicht — es ist kein, daß nun die Zukunft dir nicht lohnte. Mit meiner heißen, starken Liebe will ich dein Leben licht machen, Augen werden für dich sehen. — Ach, Gert, habe doch Mut, glücklich zu sein, trotz alledem!“

„Ich will, ich will, Elsbeth“ — mit beiden Armen umfing sie die geliebte Frau fest an sich — „um deinetwillen dich will ich den Kampf mit dem Leben wieder aufnehmen.“ Ein Schluchzen war in seiner Stimme, während er leise fortfuhr: „Wem die Liebe einer Frau geworden wie du, Gert, darfst, der kann nicht unglücklich sein — an deiner Hand ich mich zurückfinden ins Leben, zum Glück!“

In namenloser Seligkeit schmiegte Elsbeth ihren Kopf an seine Brust: „Als du an jenem Frühlingsstage vor zwei Jahren da dachtest, ich, jener Tag sei der glücklichste meines Lebens, weiß ich, daß er's nicht war, der heutige ist's, Gert, hast du mich unaussprechlich glücklich gemacht — und nun zum Vater, damit wir ihn teilnehmen lassen an unserem Glück.“ Und Arm in Arm schritten sie durch den lachenden Frühling der Heimat zu.

Die Kunst im Hause.

Plauderei von Carl Gachet. (Nachdruck)

Wir leben heute im Zeitalter der Kunst und des Kunstgewerbes. Wohnungskunst, Innendekoration, Kunst sind Schlagworte unserer Kulturpoche. Man hat sich gewöhnt, seine alltägliche Umgebung auch auf ihre künstlerische Wirkung anzusehen, einen Grundton künstlerischen Schattens in sie hineinzutragen in der Absicht, damit die Wirkung eines inneren Gehobenseins, eines warmen, frohen Daseinsempfindens auszulösen.

Und in diesem Bestreben zeigt sich ein nicht zu verkennt Kulturfortschritt, anders kann man diese Anteilnahme an der Kunst nicht bezeichnen. Das Kunstempfinden des ganzen Volkes aufsteigende Tendenz.

Aber noch intensiver, noch wirksamer kann dieses Kunstempfinden sich gestalten, noch weitere Kreise können gewonnen werden, wenn die Möglichkeiten künstlerischen Genießens und eigens

schwerer Betätigung sind so zahlreich, so billig geworden, daß jeder denkender Mensch sich dieser Einsicht verschließen können. Zuerst was die innere Ausstattung der Wohnräume anbelangt. Eine ganze Anzahl kleiner Hauskünste geben uns da Mittel Wege an die Hand, um über das vom Tapezierer und Dekorateur hergerichtete, vom Möbelschneider ausgestattete Zimmer einen gewissen individuellen Hauch zu gießen, jenen Glanz der künstlerischen, geschmackvollen Persönlichkeit. Ich nenne Holzbrand, Tiefbrand, Kerb- und Flachschnitzkunst, Larso der Hand der Frauen, wie Stiderei, Porzellan- und Holzerei, Batikarbeiten.

Was uns zuerst ein Spiel erscheint für müßige Stunden, ist uns dann, hier und da einem andern mit einem selbstarbeiteten Geschenk eine kleine Freude zu machen, es gewinnt Bedeutung, Nutzwert, wenn wir es in Hinsicht auf die künstlerische Gestaltung der eigenen Wohnräume verwerten. Und indem uns die Mühe geben, selbst die Muster zu entwerfen, durch geeignete Auswahl der Formen und Farben eine künstlerische Harmonie in die Gesamtheit der Arbeiten zu bringen, erschließt sich auch das Geheimnis der schönen Linie, der edlen Kontraste; Auge wird künstlerisch geschult, das Schönheitsempfinden vert und veredelt.

Wie weit die künstlerische Durchbildung in einem Hause gehen ist, läßt sich unschwer an den Bildern erkennen, die die Räume zieren. Auch auf diesem Gebiete macht sich allgemeiner Aufschwung vorteilhaft bemerkbar. Die in schreienden Farben gehaltenen Plakate, die Bildergalerien der mitunter glänzlich schlechten Familienphotographien und Kreidezeichnungen verschwinden mehr und mehr von den Wänden.

Freilich, gute Ölgemälde kann sich nicht jeder leisten, aber gute Reproduktionen berühmter Meister, etwa Lenbach, Raubach, Hin, Schwind dürfen sich immerhin doch erschwigen lassen. Auch nicht viele, aber gute Bilder muß da die Lösung sein. Stahlschilde und Radierungen passen weniger gut in den Rahmen. Die oft wechselnde Beleuchtung in den Räumen gerade für die sich in diesen Blättern äußernden intimen Schönheiten oft nur nachteilig.

Aber damit soll nun nicht gesagt sein, daß sie im Hause überflüssig sind. Im Gegenteil, eine nach und nach reichlicher werdende Sammlung dieser Produkte der Schwarzkunst dem Besitzer immer wieder köstliche Stunden reinster Kunstgenusses bereiten. Die losen Blätter lassen sich in Mappen sehr schön und vor Beschädigung und Verstauben wohlbehütet aufbewahren und bilden, in dem vorstehenden Unterfah des herkömmlichen oder in einer geräumigen hübschen, altentümlichen Kasten aufbewahrt, einen reichen Kunstschatz des Hauses.

Aber auf noch etwas anderes möchte ich hinweisen, was sich Mappensammlung eignet und dazu angetan ist, unser Kunstgenießen immer lebendig und unsere Kunstkenntnisse auf dem Stande zu halten.

Es ist ja nur verhältnismäßig wenigen Sterblichen vergönnt, weiten Reisen durch den Besuch von Museen und Galerien zu Fond für wissenschaftlichen Wissens zu sammeln, die ganze Schönheit der Unzahl von Meisterwerken in sich aufzunehmen oder gar eigenen Räume mit solchen unvergänglichen Werken der Kunst oder Plastik zu schmücken.

Aber ist es denn nun unbedingt erforderlich, daß für die weiteren so viel Schönheit verloren geht? Nein, nötig ist das nicht! Hier kommt die Schöpfung der Ansichtskarten uns entgegen und zur Hilfe. Vielleicht klingt das ungeheuerlich und zum besten zweifelhaft. Aber es ist doch so.

Der diesen verhältnismäßig noch jungen Zweig des bildnerischen Erwerbslebens in seiner Entwicklung verfolgt hat, der wird zugeben müssen, daß die Kunst wahrheitsgetreuer Vervielfältigung gerade auf diesem Gebiete es zur hohen Blüte gebracht hat. Leben entfesselt vieltem Schund und Kitsch findet man denn sehr viel Schönes. Ich erinnere da nur an die alljährlich erscheinenden, mittels eines photographischen Verfahrens hergestellten Vervielfältigungen der in den berühmtesten Museen zur Ausstellung gelangten Gemälde; an diese fast naturgetreuen Reproduktionen der Bilder deutscher, französischer, spanischer, italienischer und polnischer Meister. Ich erinnere ferner an die auf argem Hintergrund sich in ihrem blendenden Weiß sich direkt abhebenden Bildnisse der Werke der Bildhauerkunst, der eines Rodins, Sinding, Trubekloß.

Darum soll man diese künstlerischen Ansichtskarten nicht verachten. Gewiß ist das ein Notbehelf, aber sicherlich ein gar zu verachtender. Und auf stimmungsvoll abgetönte Kartons nach Meistern oder auch nach den einzelnen Salons annehmen, bieten diese Kartenblätter einen gar nicht so zu unterlassenden Fundus in der Mappensammlung des einfachen Hauses.

Jedenfalls das eine Gute wird damit erreicht, die Bekanntschaft mit der zeitgenössischen großen Kunst ist vermittelt, das tiefere Eindringen in das Gebiet bildnerischer Kunst und ihrer Geschichte gefördert worden. Und das bedeutet immerhin einen sehr beachtenswerten Fortschritt.

Eine besondere Aufmerksamkeit im Hause, wo man die Pflege der Kunst als einen Schlüssel zur Daseinsfreude betrachtet, fordert auch der Bücherichant.

„Wenn Bücher auch nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch!“ sagt Jean Paul.

Wenn zu irgendeiner Zeit dieses Wort seine volle und ernste Berechtigung gehabt hat, so ist es heute. Wer da weiß, welche Unsumme von Druckwerten Jahr für Jahr auf den Markt gebracht werden, der wird verstehen, welche Wichtigkeit der Auswahl des für den Hausgebrauch erwünschten Bücherschatzes zuzuwenden ist. Vom Besten das Beste, ist auch hier die Lösung.

Großes, Gutes, ethische Daseinswerte, Daseinsgedanken sollen in künstlerischer Form in den Werken zum Ausdruck gebracht sein, die man liest und die man den Seinen zu lesen gibt, dann erst erfüllt das Lesen seinen innersten, vollwertigen Zweck. Denn wenn man auch der Unterhaltung halber zum Buche greift, die verborgene Triebfeder ist unbewußt doch die: zu lernen, Wünschens- und Wissenwertes fürs eigene Leben aus dem Gelesenen zu schöpfen, kurz besser, lebensgereifter zu werden.

Und gerade darum wird man heutzutage, wo das Leben mit seinen Anforderungen immer gebieterischer an den einzelnen herantritt, einer mit Geschmack ausgewählten Hausbücherei nicht entzagen können.

So bliebe noch die Musik im Hause.

Das aber ist ein Gebiet, auf das ich mich heute nicht begeben möchte. Zudem liegt hier auch eine Unterscheidung vor, die dieses Feld der Kunst in Gegensatz setzt zu allem vorher Gesagten.

Denn wenn es sich bei jenem darum handelte, das Interesse zum Kunstgenuß im Rahmen der eigenen Häuslichkeit zu wecken oder doch zu vertiefen, bei der Musik würde es sich darum handeln, die ausübende Kunst selbst in das Innere des Haushalts zu verpflanzen, ein Unterfangen, zu dem es mir an Kühnheit fehlt.

Stumpfern verdirbt den guten Geschmack und zur Ausübung echter und edler Kunst gehört außer Talent eine tüchtige Portion Fleiß und treue Hingabe an die Kunst.

Wo diese beiden vorhanden sind, da allerdings leuchtet dem Hause ein ganz besonders glänzender Stern, wo sie aber fehlen, wird man gut tun, sich auf den Besuch von guten Konzerten und Opern zu beschränken.

Nicht jeder kann eben ausführender Künstler sein, aber die Kunst zu lieben, seines Lebens reinsten Genuß, stillsüße Freude aus der Kunst zu entnehmen, das dünkt mir gerade in unserer geschäftigen, nicht ruhenden, stets auf das Reale gerichteten Zeit die höchste und vollendetste Lebenskunst.

Fürs Haus

Kleine Reisebentel.

Handschuh, Bänder, Schleier, Taschentücher und dergleichen Kleinigkeiten werden beim Packen des Koffers meist überallhin verstreut, wo sich eine Pude für sie findet. Sucht man nachher einen solchen Gegenstand, so muß oft der ganze Koffer durchwühlt werden, ehe er wieder zutage kommt.



Für diese kleinen, leichten Dinge nun sind die zusammenhängenden Beutel bestimmt, die unsere Abbildung zeigt. Man kann sie natürlich je nach Bedarf verringern oder vermehren, doch läßt sich eine größere Anzahl im Koffer leicht unterbringen. Die Säcken sind 20 cm hoch und 16 cm breit. Man arbeitet sie aus Seide, leichtem Satin oder farbigem Leinen und verzieren sie alle verschieden durch Aufnähen von Bändern und einigen hier und da eingestickten Punkten aus Seide oder Perlégarn. Außer dem Separatgag, den man an jedem Beutel anbringt,

leitet man mittels großer Bindlöcher noch ein Seidenband durch sämtliche Beutel, das sie alle miteinander verbindet. Größer, etwa 40 und 50 cm messend, ergeben die Beutel praktische Behälter für allerlei Toilettegegenstände, die man in der Sommerfrische sonst nicht unterzubringen weiß.

Allerlei

Berufseifer. Dame (zum Schuttmann, der sie aufschreiben will, weil sie die Nasenanlage bekrat, um sich vor einem Automobil zu retten): „Ja, wenn mich das Auto überrennt hätte?“ — Schuttmann (sachlich): „Dann hätte ich den Chauffeur aufgeschrieben.“

Wie alt die Menschen werden können? Nach dem Bibelwort währet unser Leben 70 Jahre, und wenn es hoch kommt 80 Jahre. Zwar gibt es Menschen, die 90 Jahre und darüber alt werden, aber eine solche Altersstufe gilt als Ausnahme. Indes hat man jetzt die Beobachtung gemacht, daß

die Lebensdauer der Säugetiere achtmal so lang ist, als die Zeit bis zur Geschlechtsreife. Da die Menschen den Säugetieren ähnlich sind, steht nichts im Wege, die Altersberechnung auch auf sie anzuwenden. Danach können also die Menschen weit über hundert Jahre alt werden. In der Tat gibt es auch Menschen, die ein Jahrhundert leben; aber ihre Zahl ist natürlich gering. Die Statistik gibt jedoch ganz andere Aufschlüsse über die Lebensdauer der Menschen. Sie ordnet die Sterblichkeit nach Berufen und lehrt, daß einzelne Berufskreise nur eine geringe Lebensdauer haben. Das ist auch gar nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß viele Berufe mit großen gesundheitlichen Gefahren verbunden sind. Die kürzeste Lebensdauer haben immer die Leute, welche bei Ausübung ihres Berufes wenig Bewegung haben und frische Luft, sowie eine geregelte Lebensweise entbehren. Die Gesundheitspflege spielt zweifellos beim Altern eine große Rolle. Wer seine Gesundheit nicht pflegt, sich nicht Bewegung macht in freier Luft, seine Muskeln übt usw., der kann nicht alt werden, da bei ihm die Arterienverkalkung schon in früherster Jugend beginnt. — Die Körperkultur verbürgt gleichsam ein hohes Alter, wenn sie mit einer naturgemäßen Lebensweise verbunden ist. Diese schließt natürlich den Genuß von Nikotin und Alkohol vollständig aus. Aber die Gesundheitspflege zur Erreichung eines hohen Alters muß schon in früherster Jugend beginnen. Sobald die Kinder kräftig genug sind, müssen sie auch zur Leibesübung angehalten werden. Bewegungsspiele, Ganteln, Turnen, das alles ist unerlässlich. Für Erwachsene ist der Sport in allen seinen Phasen dringend nötig. Sagt doch auch Richard Wagner: „Auf Körperkultur verzichten heißt, sich frühzeitig selbst das Grab graben.“ S. B.

Eine passende Antwort. Franz Heinrich von Montmorency, Herzog von Luxemburg, war ein berühmter französischer General und sehr häßlich; mit ihm, sagte man, endigten die Siege und das Glück Ludwigs XIV. Kein General besaß in so hohem Grade die Zuneigung und das Vertrauen der Soldaten. Sein fortwährendes Glück in dem Kampfe mit König Wilhelm von England machte ihn diesem Fürsten so sehr verhaßt, daß er ihn einst in seinem Unmut einen „Buckligen“ nannte. — „Was weiß er von meinem Rücken?“ entgegnete der Herzog, „er hat ihn nie gesehen!“

Der Schwäger. In einem Gasthose gehen seit Jahren zwei ältere Junggesellen aus und ein. Sie kommen, begrüßen sich, setzen sich an den für sie reservierten Tisch, trinken ihr Bier, lesen ihre Zeitung, passen ihre Zigarre und starren dann wortlos ins Zimmer. Kein Wort wird gesprochen, manchmal nur klingt es wie ein Seufzer des einen: „Ja, ja!“ — Und wie ein Echo tönt es vom anderen zurück: „Ja, ja!“ — Zu diesen Schweigern kommt einmal ein Jugendfreund. Er kennt die Eigenheiten der beiden und fügt sich ihnen willenlos. Eine Stunde fast sitzt er wortlos da. Doch als er geht, sagt er: „Ja, ja, ja, ja!“ — Kaum ist er fort, sehen die beiden Alten sich an, und dann sagt der eine: „Du, den können wir hier nicht brauchen, der ist ein Schwäger!“ P. B.



Von der österreichisch-italienischen Front: Tiroler Landsturmmann im Gebet.
Phot. W. Müller, Bozen.

Mit dem Pflanzen von Rosenzweigen wartet man lange, da der Erfolg des späteren Veredelns viel vom zeitigen abhängt. Durch reichliche Bewässerung im trockenen Frühjahr eine gute Entwicklung hinzuwirken.

Die Überschätzung der Milch als Nahrungsmittel für Kinder gemein herrscht noch die Meinung, daß die Milch für Kinder das beste Nahrungsmittel sei. Daher wird sie nicht selten über das Säuglingsalter verabreicht. Das ist aber verkehrt, da die Milch nicht sehr eisenhaltig ist. Der Eisenreichtum des kindlichen Organismus ungefähr neun nach der Geburt nahezu verbraucht ist. Es ist daher notwendig, eisenhaltige Nahrungsmittel zu ergänzen. Unterbleibt das, so können Krankheiten in der Entwicklung, sowie Kinderkrankheiten die Folge sein.

„Schon seit einigen Jahren habe ich eine Reihe von Kinderärzten aus nicht dafür,“ sagt Dr. Deutner, „daß die absolute Diät bei der Ernährung des Säuglingsalters zu late gelehrt wird, namentlich habe nicht bloß bei den ansonsten bei den nur durch gegebenen sachlichen Zuständen rhachitischer Kinder seit zehn Jahren dem Verhalten, ja von dem neunzehnten Monat an nicht ausschließlich Milch zu geben, das selbe gelehrt, ohne eine dafür angeben zu können. Wohl sagen, daß ich persönlich glücklich gewesen bin, die erste Arbeit des Herrn in dieser Beziehung kennen und mit größtem Interesse seinen Untersuchungen hat sich mir als einen auf jeden Vorteil erwiesenen jungen Kindern sogar Gemüse zu geben. Ich bin dem Wirkungskreis in der Beziehung manchmal großen begegnet, wenn ich sagte: Geben Sie dem das vielleicht acht Zähne jeden Tag ein Pöfchen oder Nöhren oder dergleichen habe das aber auf langen und günstigen getan.“ — Allerdings ist Zeitpunkt des Verbrauchs Eisenvorrats im kindlichen System nicht ganz gemein. Es gilt jedoch als er im neunten oder zehnten Lebensmonat liegt. Wenn dann das Kind schon einige Zähne hat, muß auch ein wenig Eisenahrung gereicht werden. S. B.

Eine Speckschwarte sollte immer an der Gartentüre hängen. Gartengeräte sofort nach dem Gebrauch damit einlegen zu. Dadurch werden die Gerätschaften geschont und die Arbeit erleichtert.

Logogriph.

Es ragt mit a stolz in die Höh,
Dem Landmann dient es mit dem a.
Wenn a an dessen Stelle steht,
Ist's ein Gewicht und ein Gerät.
Julius Fald.

Rätsel.

Sucht auf der Karte vom deut-
nen Fluß man, und gibt hin,
So dies und jenes man so far-
Das namentlich nicht wird be-
Fritz Guggen

Reißenträtsel.

A A A A
B D E E
E E E F F G K L
L L P R
R T T U

Die waag. Querleiste gibt eine blühende Rhein: Stadt. Die vier senkrechten: 1) Raubbogel. 2) Weißl. Bornamen. 3) Schreibmaterial. 4) Inseln i. Gr. Ozean. Ernst Bih.

Rätselsprung-Aufgabe.

hast	vro	ra	ta
ge	du	ten	te
dies	freund	blein	aröß

Gustav R.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Bilderrätsels: Wer auf zwei Köpfen trägt, ist zwischen zwei Ecken. Des Homonym: Kiefer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Gemeinnütziges

Esern ist eine gute Dichtung für Gemüsebeete. Er muß zeitig im Frühjahr aufgestreut werden, damit keine Beschädigung der Pflanzen unter Einwirkung der Sonnenwärme entstehen kann.

Als vorzügliche Tomate zum Treiben hat sich die „Allerfrüheste Rote“ erwiesen, die an Willigkeit der vielangebaute „Alice Roosevelt“ überlegen ist und etwa 14 Tage vor dieser reift. Sie bringt schöne, glatte Früchte.